



Maxime Laguerre

Welche Zukunft für Frankreich und die Menschheit? *Angeborenes und Erworbenes*

Herausgegeben von Irmgard Matthes



R. G. Fischer

Maxime Laguerre
Welche Zukunft für Frankreich
und die Menschheit?

Maxime Laguerre

Welche Zukunft für Frankreich
und die Menschheit?

Angeborenes und Erworbenes

Vorwort von Alain de Benoist
Neue überarbeitete Ausgabe

Herausgegeben von
Irmgard Matthes

R. G. Fischer Verlag

Titelbild: La leçon de labourage, François-André Vincent (1798)
© Musée des Beaux-Arts – Mairie de Bordeaux
Spraying machine: © Stockr – Fotolia.com

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2016 by R. G. Fischer Verlag
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Minion pro 11 pt
Herstellung: RGFC/PR
ISBN 978-3-8301-1718-6 PDF

Inhalt

Vorwort	7
Einführung	21
Erster Teil	
Der Mensch und sein Biotop	25
Der Mensch und seine Erfindungen	27
Die geschwächte Gesundheit	55
Unsere Lebenserwartung, ein geschöner Bericht	63
Zweiter Teil	
Der Mensch und das Kapital	73
Der Finanzkapitalismus – ein Weg ins Verderben	75
Bildung der gesellschaftlichen Klassen	85
Die Vermögensmacher	89
Fortschritt und Arbeitslosigkeit	101
Die natürliche Ordnung und was wir daraus machen	109
Die Werbung	127
Der Kredit	139
Dritter Teil	
Der Mensch und die Gesellschaft	145
Die Geburt der kulturellen Ideologie	147
Entwicklung der Erziehung	151
Die Zwillinge	167
Rassismus und Einwanderung	179

Der geringe Einfluss von Ideologien auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften	199
Die Gleichberechtigung und ihre Tücken	203
Welche Regierungsform ist die richtige?	227
Jesus von Nazareth	235

Vierter Teil

Konsequenzen	243
Fazit	245
Erläuterungen zu Personen	247

Vorwort

Wie geht es der Welt? Man muss schon sagen: Nicht gerade gut. Und viele Leute fragen sich, weshalb. Wie viele andere stellt auch Maxime Laguerre ein »Unbehagen in der Zivilisation« fest, doch seine Erklärung ist eine ganz andere als üblich. Er beobachtet, dass der Mensch in den westlichen Gesellschaften heutzutage in einer fortwährenden Gegenwart lebt, dass dieser Mensch der Vergangenheit häufig mit einer gewissen Verachtung begegnet und dass er sich kaum Gedanken um eine Zukunft macht, die über sein eigenes menschliches Dasein hinausreicht, also um den Fortbestand der Menschheit auf dieser Erde. Und doch wird er körperlich und moralisch immer schwächer. Sicher stellt dank des medizinischen Fortschritts eine ganze Reihe von Krankheiten heute kein größeres Problem mehr dar. Aber jeder Fortschritt hat seine Kehrseite, und auch seine Grenzen. Sehen wir nicht alle schon den Tag kommen, an dem die Gesundheitskosten auf ein Maß angestiegen sein werden, das das gesamte System zum Erliegen bringen wird? Dieser Gedanke könnte verallgemeinert werden. Der technische Fortschritt ist nicht nur machtlos gegen soziale Pathologien, er begünstigt sie häufig noch. Auf Beobachtungen dieser Art hat Maxime Laguerre dieses Buch aufgebaut, das helfen soll, sich von einer ganzen Reihe falscher Vorstellungen zu befreien.

Die wichtigste dieser Vorstellungen erlebte laut Einschätzung von Laguerre ihren Höhepunkt im 18. Jahrhundert, ist jedoch bis heute niemals ganz verschwunden. Es war die auf

einem übermäßigen Vertrauen in die Allmacht von Erziehung und Umfeld basierende Vorstellung, dass das menschliche Wesen bei seiner Geburt nach Belieben formbar sei. Dabei vergaß oder verleugnete man das, was zuvor jeder wusste, nämlich dass ein Teil der Persönlichkeit genetisch bedingt, also schon bei der Geburt und bereits vorher festgelegt ist. Inspiriert von grenzenlosem Optimismus glaubte man, mit den Mitteln eines echten Social Engineering könne sich der Mensch kontinuierlich zum Besseren verändern. Man glaubte, es sei möglich, am Ende immer dieselben Ergebnisse zu erzielen, wenn nur allen von Anfang an dieselben Chancen eingeräumt würden. Ebenso glaubte man, dass man allein mit Erziehung alle Unterschiede beseitigen könne, seien es Unterschiede von Fähigkeiten oder des Temperaments, oder sogar die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Streng genommen hielt man es sogar für möglich, einen »neuen Menschen« zu schaffen. Kurz gesagt: Man machte sich nicht nur daran, die Welt zu verändern, anstatt einfach zu versuchen sie zu verstehen, sondern dachte, diese materielle Transformation der Welt führe unweigerlich auch zu einer Transformation des Menschen selbst.

Seltsamerweise nahm dieser übertriebene Glaube an die Fähigkeit des Menschen, sich selbst nach Belieben zu verändern, eine Richtung an, die ursprünglich keineswegs von dieser Überzeugung erwartet worden war. Sie führte zu Angleichung und Vereinheitlichung – obwohl dieselbe Überzeugung sich schließlich genauso gut auf immer größere Differenzierung hätte ausrichten können. Es ist, als sei die Ideologie des Fortschritts auf gewisse Weise mit der Ideologie des Selbst verschmolzen, also mit dem uralten Verlangen, das zu überwinden, was uns unterscheidet, zugunsten der

vermeintlich besseren Aussicht der schlichten Nichtunterscheidung.

Die desaströsen Folgen dieser unwiderstehlichen Sehnsucht erleben wir heute. Maxime Laguerre erinnert gerade im rechten Augenblick daran, dass die Rolle des Umfelds zwar nicht unwesentlich, im chronologischen Sinne aber doch zweitrangig ist: Das Umfeld kann zur Entwicklung von Fähigkeiten beitragen oder diese behindern, aber es ist unfähig, solche hervorzubringen. So ist die Kultur im Grunde eine Ergänzung zur Natur, aber kein Ersatz.

Der aktuelle Wissensstand stützt diese Diagnose. Systematische Vergleiche von echten (eineiigen) und falschen (zweieiigen) Zwillingen oder von adoptierten Kindern mit ihren Adoptiveltern, die sie aufgezogen haben, einerseits und ihren leiblichen Eltern, die sie nie gekannt haben, andererseits, lassen daran keinen Zweifel. Diese zahllosen Studien – und kein anderes Thema wurde eingehender untersucht als die Natur und die Quelle kognitiver Leistungen – zeigen, dass die Vererblichkeit der intellektuellen Fähigkeiten, also der Teil der Varianz innerhalb einer bestimmten Population, der auf genetische Faktoren zurückzuführen ist (wobei sich diese Varianz als Verteilung der verschiedenen Ausprägungen einer Eigenschaft ober- und unterhalb des Durchschnitts definiert), eine unbestreitbare Realität ist. Diesen Teil schätzt jeder Autor anders ein, wobei jedoch nie von weniger als 50 % gesprochen wird. Was das »Umfeld« angeht, so ist dieser Faktor alles andere als einheitlich umrissen; er umfasst auch die Umgebung, die sich das Individuum mithilfe seiner angeborenen Fähigkeiten selbst erschafft.

Maxime Laguerre schließt daraus, dass die biologische Evolution der gedanklichen vorausgeht, und dies beim Menschen dazu führt, unvorhergesehene Innovationen

leichtfertig zu übernehmen. Da sich die mehr oder weniger ausgeprägte Affinität der biologischen Erbanlagen proportional zum zwischenmenschlichen Verständnis verhält, sei der Mensch, fügt er hinzu, vor allem dann glücklich und in der Lage, ein harmonisches Leben zu führen, wenn er sich mit anderen zusammentun kann, die seinem genetischen Erbe und seiner kulturellen Herkunft entsprechen.

So zusammengefasst mag diese Aussage lapidar erscheinen. Laguerre führt jedoch noch wichtige Nuancen ein. Beispielsweise, wenn er die Existenz einer »Hierarchie basierend auf den intellektuellen Fähigkeiten« anspricht und sich ausführlich den Arbeiten widmet, die sich mit dem IQ beschäftigen, mit dem die allgemeine Intelligenz (Faktor *g*) und die kognitiven Fähigkeiten gemessen werden, weigert er sich gleichzeitig, alles auf den Intellekt zurückzuführen, stattdessen zitiert er vorzugsweise die These der multiplen Intelligenzen (Howard Gardner), singt ein Loblied auf die körperliche Arbeit und verweist beharrlich auf die Grenzen des Verstandes.

Selbst wenn er die Dominanz der genetischen Disposition betont, unterstreicht er auch die Bedeutung der Prägung und »Offenheit« des Menschen: Während Tiere, die in einem stabilen Umfeld leben, einen natürlichen Instinkt dafür haben, was gut oder schlecht für sie ist, ist dem Menschen angesichts immer neuer Entwicklungen dieser Urinstinkt abhanden gekommen. Es ist die Erziehung und nicht mehr die Natur, die ihm sagt, was er zu tun und zu meiden hat. Aber da die instinktiven Impulse in der Regel stärker sind als der Verstand, wird er immer wieder Opfer der unterschiedlichsten Abhängigkeiten, denen er nur nachgeben kann, obwohl er um die Konsequenzen weiß.

Das objektive Kriterium, das Maxime Laguerre letztlich

zur Beurteilung der Wertigkeit einer Idee festhält, ist also zunächst einmal die Frage, ob sie dem Fortbestand der Menschheit dient oder nicht. Da es Ziel jeder Lebensform ist, sich fortzupflanzen, ist eine Idee dann von Wert, wenn sie dem Menschen und seiner Gesellschaft die Möglichkeit des Fortbestands ohne erkennbare Verschlechterung seiner Situation bietet. Im Umkehrschluss muss jede Idee, deren Umsetzung tendenziell zum Niedergang der Gesellschaften oder dem Aussterben der Menschheit führt, verworfen werden.

* *
*

Bei der Lektüre beeindruckte mich vor allem, wie Maxime Laguerre diese Fortschrittsideologie nach allen Regeln der Kunst anprangert, von der er zu Recht schreibt, das sie auch heute noch die »Grundlage der politischen Philosophien all unserer Regierungen« darstellt. Dies verdient durchaus einige Erläuterungen.

Die Idee des Fortschritts, deren Wurzeln in fernster Vergangenheit liegen, nimmt zu Beginn der westlichen Moderne um 1680 im Streit zwischen Alt und Modern* (Erläuterungen zu beteiligten Personen im Anhang), an dem sich u.a. Terrasson, Perrault, der Abbé de Saint-Pierre und Fontenelle beteiligen, erste Gestalt an. Später auf Initiative einer zweiten Generation, zu der im Wesentlichen Turgot, Condorcet und Louis Sébastien Mercier gehörten, zeichnete sie sich noch deutlicher ab. Fortschritt definiert sich also als ein Prozess aus mehreren Etappen, deren jüngste immer als die bessere, also als der vorherigen als qualitativ überlegen anzusehen ist. Diese Definition umfasst ein

deskriptives (eine Veränderung erfolgt in eine bestimmte Richtung) und ein axiologisches Element (dieser Fortschritt wird als Verbesserung interpretiert). Es handelt sich also um eine auf Verbesserung ausgerichtete Veränderung, die gleichzeitig notwendig (der Fortschritt ist nicht aufzuhalten) und irreversibel (alles in Allem gibt es kein Zurück) ist. Da die Verbesserung unausweichlich ist, folgt daraus, dass das Morgen immer besser ist als das Heute. Natürlich sind die Fortschrittstheoretiker geteilter Meinung über die Richtung dieses Fortschritts wie über den Rhythmus und die Art der Veränderungen, die damit einhergehen, eventuell auch über seine wichtigsten Akteure. Alle halten jedoch an drei Schlüsselideen fest: eine lineare zeitliche Vorstellung, verbunden mit der Idee, dass die Geschichte einen auf die Zukunft ausgerichteten Sinn hat; die Überzeugung von der grundsätzlichen Einheit der Menschheit, die sich in ihrer Gesamtheit in dieselbe Richtung entwickeln muss, und schließlich der Glaube daran, dass die Welt verändert werden kann und muss, dass sich der Mensch als Herrscher über die Natur erweist – auch über seine eigene.

Der Begriff des Fortschritts impliziert also eine gewisse Anbetung des *Novums*: Jede Neuheit ist schon deshalb besser, weil sie neu ist. Dieser Hunger nach Neuem, das systematisch als besser angesehen wird, wurde schnell zu einer der großen Obsessionen der Moderne. Turgot im Jahr 1750 und später auch Condorcet drückten das in einer Überzeugung aus, die sich auf folgende Weise ganz einfach zusammenfassen lässt: »Die große Masse der Menschheit bewegt sich immer auf eine größere Perfektion zu.«

Gleichzeitig wird der Mensch nicht nur als ein Wesen mit Wünschen und Bedürfnissen dargestellt, die sich ständig erneuern, sondern auch, wie bereits gesagt, als unbegrenzt

verbesserungsfähiges Wesen. Eine neue Anthropologie macht daraus eine »Tabula rasa«, eine bei der Geburt weiße Leinwand (die von Steven Pinker in einem seiner jüngeren Werke genannte »*blank slate*«)¹, oder bescheinigt dem Menschen eine imaginäre »Natur« ohne jeden Zusammenhang mit seiner realen Existenz. Die individuelle oder kollektive Vielfalt der Menschheit wird als akzidentell und durch Bildung und Umfeld als unbegrenzt veränderbar angesehen. Der Begriff des Künstlichen wird zu einem zentralen Begriff und zum Synonym einer raffinierten Kultur. Vom Menschen wird erwartet, dass er seine Menschlichkeit nur noch im Gegensatz zur Natur erfüllt, von der es sich zu befreien gilt, um sich »zivilisieren« zu können.

Mit besonderer Beharrlichkeit wird der kumulierbare Charakter wissenschaftlicher Erkenntnisse betont. Das Fazit, das man daraus ziehen kann, ist der notwendige Charakter des Fortschritts: Wie immer deutlicher zu Tage tritt, wird also alles immer besser. Da eine gute Idee immer eine »Kombination aller ihrer vorangegangenen« ist, folgt daraus eine konstante Überlegenheit der Moderne: »Wir sind Zwerge auf den Schultern von Riesen«, sagt Bernhard von Clairvaux². Er drückte damit seine Bewunderung und Achtung gegenüber den Leistungen der Gelehrten der Antike aus. Gleichzeitig ist er von einem historischen Erkenntnisfortschritt überzeugt, der dazu führt, dass die Gegenwart der Vergangenheit überlegen ist. In der Folge verwendeten zahlreiche andere dieses Zitat, einige davon in Hochachtung und Dankbarkeit gegenüber den Vordenkern, andere

1 Steven Pinker »Blank Slate« (Das unbeschriebene Blatt) *Die moderne Leugnung der menschlichen Natur*. Berlin Verlag, Berlin 2003

2 Original nicht erhalten, bezeugt um 1120

vielleicht mit einem Hauch von Überheblichkeit, wie Robert Burton mit dem Zitat von Didacus Stella »Ein Zwerg, der auf den Schultern eines Giganten steht, wird weiter sehen können als der Gigant selbst.«³ Die Autorität der Alten gilt also nicht mehr länger. Im Gegenteil: Tradition wird als naturgemäßes Hindernis für den Fortschritt des Verstandes angesehen. Der Vergleich von Gegenwart und Vergangenheit, der immer zugunsten Ersterer ausgeht, legt gleichzeitig die Entwicklung der Zukunft offen. Die komparative Entwicklung wird auf diese Weise prädiktiv: Der Fortschritt, der zunächst als Ergebnis der Evolution galt, erweist sich als Prinzip dieser Evolution.

Der Fortschritt der Menschheit kann also als Vollendung des moralischen Glücks betrachtet werden. Für die Aufklärer steht fest, dass sich die Vernunft perfektioniert und die Menschheit selbst moralisch immer besser wird, vorausgesetzt jedoch, dass der Mensch auch in Zukunft den »Weg der Aufklärung« immer weiter verfolgt. Statt nur das Äußere der Dinge zu verändern, verwandelt der Fortschritt den Menschen selbst. Fortschritte in einem bestimmten Bereich wirken sich unweigerlich auch auf andere aus. Die materielle und die moralische Verbesserung gehen Hand in Hand. Das Goldene Zeitalter liegt nicht mehr hinter uns, sondern in Reichweite, im immer perfekteren Zustand künftiger Gesellschaften.

Natürlich hat der Glaube an den Fortschritt heute etwas an Strahlkraft verloren. Der anfangs darin enthaltene Optimismus wurde schlichtweg zu oft enttäuscht. Die Zukunft erscheint uns heute eher bedrohlich als glückverheißend. Und dennoch hat sich das Wort »Fortschritt« seine äußerst

3 Robert Burton: *Anatomie der Melancholie* (1. Auflage 1621)

positive Konnotation erhalten, wie sich schon daran erkennen lässt, wie der Begriff heutzutage in der Politik eingesetzt wird. Trotz aller Kriege und Schicksale bleibt die Idee bestehen – wenn auch in abgewandelter Form –, dass wir für die Schwierigkeiten von heute morgen zwangsläufig die passende Lösung finden werden.

Was den Fortbestand dieser Überzeugung angeht, weist Maxime Laguerre den Intellektuellen eine entscheidende Rolle zu. Er wirft ihnen vor, dass sie immer noch davon ausgehen, dass der Mensch sich allein durch die Vernunft von seiner eigenen Natur befreien kann, dass sie nach wie vor auf Bildung und Veränderungen des Umfelds setzen, um eine grenzenlose Perfektionierung des Menschen zu gewährleisten, dass sie den häufig grausamen Dementi, die die Realität ihren Theorien entgegenzusetzen weiß, gleichgültig gegenüberstehen, und dass sie zu guter Letzt (und vor allem) die Rolle, die sie im Verlauf dieser Ereignisse spielen, immer noch überschätzen.

Seiner Ansicht nach sind die Intellektuellen in gewisser Weise von Natur aus Schöpfer von Utopien. Für Maxime Laguerre ist eine Utopie jedoch nicht etwas, das wir bisher noch nie gesehen haben, sondern das, was wir niemals sehen werden, nämlich das Unmögliche. Da Utopien unweigerlich zu Enttäuschungen und damit zu Wut und Frustrationen führen, tragen die Intellektuellen also eine erhebliche Schuld an den Problemen, mit denen wir in der heutigen Zeit zu kämpfen haben. In Wahrheit, so Laguerre, können die Intellektuellen die Evolution des Verhaltens nur feststellen. Sie mögen sie beklagen oder bejubeln, aber beeinflussen werden sie sie nicht.

Ich als Intellektueller könnte von dieser Behauptung, die im vorliegenden Buch immer wieder zum Tragen kommt

und der zufolge die Macht der Anschauungen quasi nicht existent ist, dass die Intellektuellen also im Grunde zu nichts nütze sind, natürlich betroffen oder auch schockiert sein. Das ist aber nicht der Fall, und zwar aus einem guten Grund: Weil die Intellektuellen zwar alle mehr oder weniger dieselbe Funktion ausüben, allerdings glücklicherweise nicht alle ins gleiche Horn stoßen.

Der beste Beweis dafür ist im Übrigen der, dass Maxime Laguerre auf den vorliegenden Seiten selbst nichts anderes darlegt als Ansichten. Doch zwischen denen, die er anbietet, und denen, die er kritisiert, besteht ein bemerkenswerter Unterschied, und zwar in der Art und nicht im Grad. Die Ideen, die er angreift, sind abstrakte Ideen, oder genauer gesagt – denn jede Idee ist in ihrer reinen Form notwendigerweise abstrakt – Ideen, die einer abstrakten Weltvorstellung entspringen, also Ideen, die zunächst nicht in der gelebten Erfahrung wurzeln. Und genau hier treffen wir auf ein zweites Leitmotiv dieses Buches.

Wenn es einen roten Faden im Essay von Maxime Laguerre gibt, dann ist es sicher die Überzeugung, dass Ideen in der Realität wurzeln und auf konkreter Beobachtung basieren müssen, und dass die gelebte Erfahrung eine unersetzliche Erkenntnisquelle darstellt. Der Autor vertritt also mit anderen Worten eine Perspektive, nach der die Praxis nur dann Informationen aus der Theorie ziehen kann, wenn Letztere selbst auf der Praxis beruht.

Laguerre unterscheidet beispielsweise abstrakte Innovationen und konkrete Erfindungen. Er stellt »abstrakte, durch Worte übermittelte Werke« den »konkreten, mit den Händen geschaffenen Werken« gegenüber, das *Savoir-dire* dem *Savoir-faire*, die »Berater« den »Praktikern«. Bemüht, die praktischen Fertigkeiten und die körperliche Arbeit ge-

gegenüber der rein intellektuellen Aktivität zu rehabilitieren, beklagt er, dass die Schule heute so häufig »Verachtung gegenüber dem Konkreten und die Überlegenheit des Abstrakten« lehrt. Diese Gegenüberstellung wird von ihm mit einer aufschlussreichen Beharrlichkeit immer wieder als Methode eingesetzt.

Und diese Methode wendet er auf die unterschiedlichsten Themen an, von der Demokratie bis zur Schule, vom Bauerntum bis zur Einwanderung und zum Kreditsystem. So wird deutlich, was er den Intellektuellen vorzuwerfen hat: nicht etwa die Tatsache, dass sie Theorien aufstellen, denn das ist ja schließlich ihre Aufgabe, sondern vielmehr die Tatsache, dass sie, ohne sich Gedanken über die konkrete Wirklichkeit zu machen, diese Theorien aus reinen Ideen, Annahmen oder abstrakten Vorstellungen heraus formulieren, die nichts mit der Realität zu tun haben.

* *
*

Diese legitime Sorge, das Konkrete nicht aus den Augen zu verlieren, lässt manchmal an den von den Angelsachsen so geliebten »*common sense*« denken. Um seine Thesen zu illustrieren, hält sich Maxime Laguerre aber meist an französische Schriftsteller, darunter vor allem La Fontaine, Montaigne* (s. Anhang) und Molière. Eine immens aussagekräftige Wahl.

Die beiden meistzitierten Autoren sind Montaigne und La Fontaine, Letzterer noch häufiger als der erste. Das ist natürlich kein Zufall, da beide der klassischen Tradition verhaftet sind, die ebenfalls großen Wert auf den gesunden Menschenverstand legt. Wie der Bogenschütze vor seinem